

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **13 (1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dies und das

Im Norden aufgeschnappt

Im Verkehrsamt einer dänischen Stadt erhielt ich einen in deutscher Sprache abgefaßten kleinen Stadtführer. Darin waren die Wörter Palais, Route, Touristen wie folgt geschrieben: „Palä“ (Amtmannspalä, Rokokopalä), „Rute“ (Haupttruten, Rutenhaltestelle), „Turisten“ (Turistenbüro). Der Textverfasser, dessen Deutsch im übrigen tadellos ist, hat sich offenbar bei der Schreibung dieser Fremdwörter an die dänische Gepflogenheit gehalten, fremdes Wortgut der eigenen Sprache anzupassen. — Natürlich schreiben die Dänen auch „Fotograf“, „Telefon“ und „Apotek“.

In einer dänischen Zeitung las ich eine Anzeige, durch die das „Elverk“ von A. eine offene Stelle ausschrieb. „El“, das ist die im Dänischen längst übliche Kurzbezeichnung für Elektrizität! Sie soll allerdings gemäß einer zwischen den skandinavischen Ländern getroffenen Abmachung in absehbarer Zeit durch „Elt“ ersetzt werden. Auch im Deutschen wäre „Elt“ als Kurzform statt des langen, häßlichen Wortes Elektrizität gut brauchbar: „die Elt“ (wie „die Welt“, „das Zelt“ usw.). Auch „Gas“ ist ja ein Kunstwort (es soll auf „Chaos“ zurückgehen), das sich gut in unsere Sprache eingefügt hat. Von „Elt“ ließen sich auf die einfachste Weise alle nötigen Zusammensetzungen und Ableitungen bilden: „Eltwerk“ (Elektrizitätswerk), „Eltmann“ (Elektriker), „eltisch“ (elektrisch), „elten“ (elektrisieren), „verelten“ (elektrifizieren), usw.

In Norddeutschland stieß ich zum erstenmal auf die Bezeichnung „der Trecker“ für den Traktor. Sie leuchtet sofort ein aus dem Niederdeutschen, wo „trecken“ schleppen, ziehen (als zielendes Zeitwort) und wandern, ziehen (als nicht-zielendes Zeitwort) bedeutet. Wir kennen den „Treck“, Wanderzug, aus der amerikanischen Siedlungsgeschichte; die niederdeutsche „Treckeltid“ ist unsere Zügelzeit. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, Mundartwörter für die Bezeichnung neuer technischer Begriffe heranzuziehen (aus dem Niederdeutschen stammt z. B. auch das Technikerwort „Düker“ für Unterwasserleitung). Die Sprachgemeinschaft droht ja immer stärker auseinanderzufallen, wenn es nicht gelingt, die Begriffsbereiche des modernen Lebens so in die Sprache einzubauen, daß Laien und Fachleute einander noch verstehen können. Um das Wort „Traktor“ wäre es gewiß nicht schade, macht es uns doch schon in der Betonung — auf der ersten oder zweiten Silbe? — Schwierigkeiten; außerdem verleitet sein Anklang an das andere Fremdwort „traktieren“ den Nichtlateiner leicht zu falschen Vorstellungen. Bestimmt ließen sich gerade auch aus unsern schweizerdeutschen Mundarten viele treffende Bezeichnungen für Dinge schöpfen, die in der Schriftsprache jetzt noch mit papierenen Wortungetümen oder mit Fremdwörtern bezeichnet werden.

Was ein Überschuß ist, wissen wir alle. Nun las ich aber in einer norddeutschen Zeitung zum erstenmal den Ausdruck „Unterschuß“, und zwar in der Bedeutung von Defizit. Als genaues Gegenteil von Überschuß ist der „Unterschuß“ sicher eine tadellose sprachliche Bildung. Einmal eingeführt, würde das Wort nach kurzer Zeit gar nicht mehr als befremdend empfunden.

Weltbummler

Die freie Rede im Parlament

ag. Das vorbereitete Konzept soll künftig vom Rednerpodium des deutschen Bundestages weitgehend verbannt sein, und die Abgeordneten sollen in der Debatte in freier Rede sprechen. Das ist der entschiedene Wunsch des Ältestenrates des deutschen Bundestages. Im Plenarsaal sollen künftig noch mehr Mikrophone aufgestellt werden als bisher, um den Abgeordneten die Möglichkeit zu geben, nicht nur mit Zwischenfragen, sondern auch mit kurzen Erklärungen und Reden vom Platz aus in die Diskussion einzugreifen.

*

O. Sch. „Ein Lichtblick ins Dunkel des Parlamentarismus von heute“ sollte man eigentlich diese Meldung überschreiben. Wer gelegentlich von der Tribüne aus den Verhandlungen der eidgenössischen Räte und auch des Luzerner Großen Rates folgt, muß zuweilen einen bemühenden Eindruck bekommen, wenn er hört, was da alles von einem Blättli gestottert wird. Wir haben die Meinung, wer im Parlament und vor einer Volksversammlung eine Überzeugung vertritt, solle sie *sagen* und nicht vorlesen. Eine Rede, und sei sie ein noch so kurzes Votum, ist kein Zeitungsartikel und eine Schreibe keine Rede. Daß ein Bundesrat oder ein Kommissionsreferent etwa bei einer wichtigen außenpolitischen Rede, wo es auf jedes Wort, ja sogar auf jede Wortnuance ankommt, sein Manuskript abliest, ist klug und richtig. Dasselbe gilt für Zitate und Zahlen. Daß aber alles und jedes vorgelesen, und dazu meistens noch schlecht gelesen wird ist falsch. Es wird geradezu zum Unfug, wenn Parlamentarier mit einem Manuskript bewaffnet zum Rednerpult schreiten, mit dem sie zu Hause von ihrem Verband oder sonst von „guten Freunden“ für die Vorlesung ausgerüstet worden sind. Es soll nämlich auch das schon vorgekommen sein. Es ist doch betrüblich, wie die Kunst der freien Rede von Jahr zu Jahr schwindet. Wir sagen ausdrücklich die *Kunst* der freien Rede, denn reden muß man zuerst lernen.

In unserem Nationalrat hat sich die Bestimmung, daß alle Redner, auch wenn sie nur ein kurzes Wort sprechen wollen, das Rednerpodium betreten müssen, negativ ausgewirkt. Bei allen Vorteilen, welche auch diese Lösung hat, untergräbt sie doch die *freie Diskussion*, welche den parlamentarischen Betrieb erst recht interessant und lebendig macht. Offenbar hat man im deutschen Bundestag dieselben Erfahrungen gemacht, und man bemüht sich, die Kunst der Debatte wieder mehr zu pflegen. Meister dieses Faches sind die Engländer. Dies wird uns jeder bestätigen, der schon Sitzungen des Unterhauses, dieses klassischen Parlamentes, beigewohnt hat. Da sitzen sich Regierungspartei und Opposition direkt gegenüber. Und damit die Herren Parlamentarier nicht in Versuchung kommen, lange Reden abzulesen, setzt man sie der Reihe nach auf

lange Bänke ohne Tisch und Pult. Das ist englisch. So ein bißchen mehr von diesem Parlamentsstil würde uns Schweizern gewiß nicht schaden.

„Vaterland“

„Fot-il réformé l'ortografe?“

Unter diesem vielversprechenden Titel brachte der Delsberger „*Démocrate*“ vom 6. April 1957 einen Bericht über die französischen Auseinandersetzungen um eine Vereinfachung der Rechtschreibung. Auch im französischen Sprachraum herrscht Einmütigkeit darüber, daß die Rechtschreibung im muttersprachlichen Unterricht zuviel Platz einnehme. Die französische Rechtschreibung ist ja vielleicht noch schwieriger als die deutsche. Wer in einer Verwaltung arbeitet, die mit allen Sprachgebieten zu tun hat, stellt zu seinem Erstaunen fest, daß sich in den Zuschriften der einfachen Leute aus der welschen Schweiz wohl mehr Rechtschreibfehler finden als in den Briefen von einfachen Deutschschweizern. „*Veuille m'anvoyez vos statues*“ statt „*Veillez m'envoyer vos statuts*“, ein aus dem Leben gegriffenes Muster, mag auf einige Schwierigkeiten hinweisen, die die französische Rechtschreibung bietet.

Im Jahre 1952 hat der Direktor des Unterrichtswesens der untern Stufe in Frankreich den Plan einer Rechtschreibungsreform ausgearbeitet, der heute noch zu reden gibt. Wie im deutschen, so gibt es auch im französischen Sprachgebiet zwei vollkommen entgegengesetzte Auffassungen, die einander aufs schärfste bekämpfen. Die Befürworter erklären, daß Sprache und Schrift zwei ganz verschiedene Dinge seien; man könne die zweite ändern, ohne die erste anzutasten. Die Gegner aber behaupten, daß die geplante Vereinfachung ein unverantwortbarer Anschlag gegen den Geist der französischen Sprache und ihre Überlieferung sei. — Der Reformplan sieht unter anderm die Beseitigung vieler Doppelspurigkeiten in verwandten Wörtern vor (persiffler statt persifler, wie siffler); die Ersetzung von *x* durch *s* in der Mehrzahl gewisser Wörter (also les chous wie les filous); das Fallenlassen stummer Mitlaute (doit statt doigt, prontitude statt promptitude); die Beseitigung aller *th* und *ph* und *y* (estétique, pharmacie, flébite, physique, rétorique, théâtre usw.).

Tut es nicht gut, einen Blick über den Zaunpfahl zu werfen und zu sehen, daß sich die Angehörigen eines andern Sprachgebietes mit genau den gleichen Fragen und Sorgen herumschlagen wie wir? H. H.

Die Beinhaltung

Auch das kommt in unserer führenden Presse vor. Der Leser vermutet vielleicht, es sei sportliches Deutsch. Es hat doch einen leichtathletischen Nebenton, oder nicht? Aber nein, es ist rein sprachliche Gymnastik. Der Verfasser eines finanziell-wirtschaftlichen Aufsatzes bemühte sich um die Deutung und Tragweite eines Ausdrucks.

Das, was nach seiner Meinung darin steckt, ist aber darin nicht etwa *enthalten* — das wäre doch zu gewöhnlich für seine noble Prosa —, sondern es ist *beinhaltet*. Die Haltung des Beins hat damit also nichts zu schaffen, wohl aber die Haltung des Geistes zur armen deutschen Sprache und der Sinn für das quälerisch Erzwungene. Nur so kann doch ein simpler Inhalt zur Beinhaltung werden. E. Sch.

Die Romanze

Was dieses Wort in der deutschen Sprache bedeutet, sollte eine Redaktion wissen. Aber den „Textern“ ihres Bildteils ist es nicht zuzumuten. Sie übersetzen, wo übersetzt werden muß, nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes. Kommt im angelsächsischen Kulturbereich eine Liebesaffäre vor, wofür die englische Sprache das Wort „romance“ hat, da setzen sie natürlich auch für eine Zeitung deutscher Sprache das Wort „Romanze“ hin, in der wurstigen Meinung, das sei vielleicht ungefähr das gleiche wie Roman. *E. Sch.*

Deutsch an der Graphic 57

Das Interesse an der Technik ist grenzenlos. Ist es typisch oder Zufall, daß dabei das Wort, das deutsche wenigstens, zu kurz kommt? In der täglich erscheinenden mehrsprachigen Zeitschrift dieser Ausstellung stellen die deutschen Texte Übersetzungen von rührender Hilflosigkeit dar. Beim Fest in Ouchy war „der Himmel nur mit wenigen Wolken versehen. Die Gendarmerie vaudoise hatte die Verkehrsordnung auf sich genommen. Die rumänische Delegation begriff die Herren Soundso, die die Graphic als eine ausgezeichnete Ausstellung empfunden haben. Im ganzen sind 74 000 Besucher in der Ausstellung gekommen ... usw.“

Im Waadtland, wo es so viele Deutschschweizer geben soll, findet man sie merkwürdigerweise nicht, wenn man sie brauchen könnte. *„Bund“*

Ein schiefer Vergleich

Ein schweizerischer Universitätsprofessor hat vor kurzem in London einen Vortrag über die Schweizer Gegen-

wartsliteratur gehalten. Eine Zeitung berichtete darüber: „Nach ausführlicher Darlegung der Schwierigkeiten und Wonnen des Schweizer Dichters, der vom Dialekt aus das Hochdeutsche erst als eine Art Fremdsprache erwirbt und damit in einer ähnlichen Lage ist wie jene Großen der englischen Literatur, die aus keltischen Randbezirken stammen und Walisisch, Irisch oder Gälisch als Muttersprache haben, kam die Revue der Namen ...“ Das Schweizerdeutsch ist also gleich weit vom Deutschen entfernt wie das Inselkeltische vom Englischen? Nun, das wird der Herr Professor im Ernst nicht meinen können. Er ist vielmehr einem Schlagwort erlegen, das man jeden zweiten Tag in der Zeitung — und in Lehrerzeitschriften — lesen kann, dem Schlagwort nämlich, daß das Hochdeutsche für den Schweizer eine „Fremdsprache“ sei. Dagegen muß man sich wieder einmal zur Wehr setzen: Die deutsche Schriftsprache ist für den Schweizer keine Fremdsprache, sondern die Hochform seiner Muttersprache. Bei allen Unterschieden zwischen Hochdeutsch und Schweizerdeutsch ist das Gemeinsame unvergleichlich größer als das Trennende. Das zeigt sich praktisch rein schon darin, daß die meisten intelligenten Kinder schon früh ohne große Schwierigkeit hochdeutschen Erzählungen folgen können. *am*

Medizinisches Konferenzgeflüster

Über den letzten Internistenkongreß äußerte Dr. F. Deich in der „Medizinischen Klinik“, daß zahlreiche ärztliche Teilnehmer, darunter erfahrene Fachärzte, den Vorträgen nicht hätten folgen können und von manchen Vorträgen kein Wort verstanden hatten. Deich erzählte folgende hübsche Anekdote:

Als das imponierende Schauspiel des Internistenkongresses über die Bühne gegangen war, flüsterte man im Parkett: „Haben Sie die Veränderung bemerkt, die mit Kollege X., dem jüngsten Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin, vor sich gegangen ist? Vor Beginn des Kongresses sagte er: ‚Wiesbaden ist eine schöne Stadt, besonders im Frühling.‘ Jetzt, am Ende des Kongresses, sagt er: ‚Der subjektive Faktor der Qualitätsbestimmung Wiesbadens als einer Begriffseinheit von soziologischem, phänomelogischem und anthropologischem Tatsachenmaterial läßt eine exakte Deutung der Stadt im Sinne einer empirischen Apperzeption nicht zu. Bei Berücksichtigung aller reflexiven Momente läßt sich unter Vernachlässigung der transzendentalen Faktoren ein erster Annäherungswert bestimmen, der bei Vorbehalt einer noch zu klärenden Relation von Zwischenhirnimpulsen zu ästhetischen Wertungen ungefähr als schön zu bezeichnen ist.“

Zwecks . . .

„Zwecks Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gründeten die Benützer der Grünanlagen von X. einen Verband . . .“
 „Der Gemeinderat von Y. beschloß die Aufnahme eines neuen Postens in das Budget zwecks Subventionierung der Offenstallhaltung . . .“
 „Die Regierungsreise zwecks Studiums neuer Möglichkeiten des pausenlosen Durchstehens öffentlicher Veranstaltungen . . .“
 Diese kurz erwähnten Beispiele sind erfunden. Nicht erfunden aber ist die stets wiederkehrende Verwendung des Wörtchens „zwecks“. Immer mehr begegnet man dieser Mißbildung in allen möglichen und unmöglichen Verlautbarungen, wobei sich — wie eine vergleichende Lektüre ergibt — immerhin offenbar einige Redaktionen be-

mühen, die Unsitte mit dem Rotstift etwas zurückzudämmen. Denn es gibt kein „zwecks“, das sich nicht durch ein gewöhnliches „zu“ oder „für“ oder eine andere Wendung ersetzen ließe. Also: „Zur Wahrung ihrer Interessen . . .“, „. . . für die Subventionierung . . .“ und „. . . um neue Möglichkeiten zu studieren . . .“.

(Basler Nachrichten) *Philosophus*

Stopp dem Stop

Die Zürcher Verkehrspolizei nahm sich im Mai besonders der ganz Kleinen an, um sie mit dem Großstadtverkehr vertraut zu machen. „Lose, luege, laufe“, ein schöner Stabreim, war die Hauptregel, die man den Knirpsen beibringen wollte. Eine Zürcher Tageszeitung berichtete über diese Aktion und erwähnte dabei auch die kluge Antwort eines kleinen Mädchens: „Über d Straß dörfet mer nie springe, will mer dänn nümme stoppe chönd.“ — „Stope“? Wer noch richtig lesen kann, der liest (hört!) bei solcher Schreibung „stoope“ bzw. „stophe“, also *o* lang. Damit das Wort mit kurzem *o* gelesen (gehört) würde, müßte es mit zwei *p* geschrieben sein: „stoppe“. Und wirklich, so sagen wir in der Mundart, ich glaube in allen schweizerischen Mundarten. Aber auch in der Schriftsprache lautet das Wort „stoppen“, also *o* kurz, wird mit zwei *p* geschrieben. Die schlechte Schreibung „stopen“, die man immer häufiger findet, insbesondere bei den Schülern, kommt davon, daß man „stop“ als internationales Verkehrszeichen unverändert übernommen hat. Ob Anderssprachige das für uns allein richtige „stopp“ nicht auch verstanden hätten? In Aarau hat man sich für eine andere einwandfreie Lösung entschieden: man schrieb „halt“ auf die Straßen.

hb.